



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

**PAOLA
LOPEZ**
DIE
SUMME
UNSERER
TEILE
ROMAN

TROPEN

Die Arbeit am vorliegenden Roman wurde mit dem Theodor-Körner-Preis gefördert.

Tropen

www.tropen.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: © FAVORITBUERO, Buero für Gestaltung, München

unter Verwendung einer Abbildung von Cover Artwork: © »The Man I Met at the Bar« von Lolita Pelegime, mit Genehmigung der Künstlerin

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50272-5

E-Book ISBN 978-3-608-12396-8

»We fill pre-existing forms and when we fill them
we change them and are changed.«

Frank Bidart, aus dem Prosagedicht »Borges and I«

Berlin, 2014

Nur noch ein Tag, denkt Lucy. Die Vorfreude lässt sie trotz der Hitze die vier Stockwerke mit Leichtigkeit nehmen. Das Semester ist so gut wie vorbei. Danach kommt erst mal nichts, kein Praktikum, kein Projektseminar. Lucy und Phil müssen nur ein Spiel programmieren. Das wird eine Menge Arbeit, sie haben noch nicht einmal ein Konzept, aber die Abgabe ist erst im Oktober, also kein Problem, ein Job für die ferne Zukunfts-Lucy.

Lucy überspringt die wackelige Treppenstufe im zweiten Stock so schwungvoll wie Super Mario die gegnerischen Schildkröten. Morgen, direkt nach dem letzten Seminar, fährt sie mit Phil an den Tonsee, den ersten See auf Phils Liste mit Berliner Seen, die Lucy ihrer Ansicht nach unbedingt kennen muss. Auf jeden Fall kann sie dort ignorieren, dass Berlin immer heißer und heißer werden und sich in den nächsten Jahrzehnten in eine tropische Betonhöhle verwandeln wird. Die Sommerhitze der letzten Wochen hat sich wie flüssiger Estrich in Lucys Hirnwindungen abgesetzt. Jeder frische Gedanke wird blockiert. Sie kann es kaum erwarten, in kaltes Wasser zu tauchen und ihr Hirn durchzuspülen. Sie stellt sich dieses Gehirn hellrosa und glänzend vor, während sie die

Wohnungstür aufsperrt, obwohl sie seit ihrer frühen Kindheit weiß, dass es in Wahrheit genauso grau ist wie der Sommerestrich in ihrem Kopf. Nie hat Lucys Mutter ihr anatomische Ungenauigkeiten durchgehen lassen. Gehirne sind nicht rosa, es gibt keinen Hüftknochen, und ein Uterus ist bedeutend kleiner, als man denkt – leer passt er fast auf eine Handfläche.

Lucy versetzt der Wohnungstür einen leichten Tritt und wirft ihren Schlüssel in das Festplattengehäuse, das sie mit ihrem Mitbewohner Oliver letzten Sommer zu einer übergroßen Schlüsselschale umfunktioniert hat. Sommer bedeutet, Zeit für solche Projekte zu haben, auch wenn sie am Ende aussehen wie Sperrmüll.

Sie öffnet die Tür zu ihrem Zimmer und hält mitten in der Bewegung inne. Es dauert einen Augenblick, bis sie versteht, was sie da sieht. Ihr Schreibtisch wurde zur Seite geschoben, ebenso ihr Lesesessel und der Stuhl, auf den sie ihre getragene Kleidung wirft. Mitten im Raum steht ein gigantischer schwarzer Konzertflügel, ein Steinway, auf dessen glänzender Oberfläche sich das Altbaufenster in voller Höhe spiegelt. Als wäre sie im falschen Film, oder vielmehr hinter der Filmkulisse, in einem Lager mit nachlässig verstauten Requisiten, die einmal ihre Möbel gewesen sind. Sie tritt an das Klavier heran, öffnet vorsichtig die Abdeckung der Klaviatur und schließt sie sofort wieder. Ihre Hand hinterlässt einen feuchten Abdruck auf der Oberfläche. Sie schluckt, aber ihre Kehle ist trocken. Auf dem Flügel liegt eine ausgedruckte Notiz des Transportdienstleisters: *Nachricht an den/die Empfänger/in Lucy Wittenberg: Nichts zu danken. Endlich weiß ich, wo du wohnst.*

»Oliver!«, ruft Lucy. »Oliver!«

Oliver kommt ins Zimmer geschlendert, auf seinem Gesicht ein vergnügtes Lächeln, das sofort verschwindet, als er Lucy sieht.

»Spinnst du?«, fragt Lucy. »Warum hast du das zugelassen?«

Ihr Zimmer dreht sich.

»Äh, was meinst du?«

»Du hast einfach die Tür geöffnet und diesen Flügel in mein Zimmer schleppen lassen?« Klar, Leute, kein Problem, einfach hier abstellen«, öffnet sie ihn nach.

»Ich dachte, das ist eine von deinen ... extravaganten Anschaffungen«, erklärt Oliver.

»Ein *Steinway*?«

Oliver zuckt hilflos mit den Schultern. »Ich hab versucht, dich anzurufen.«

»Ich hatte Klausur.«

Oliver öffnet den Mund, sagt aber nichts.

Lucy atmet vier Sekunden lang ein, sechs Sekunden lang aus. Panikprävention. Aber für Prävention ist es längst zu spät.

»Das ist mein altes Klavier.« Vier Sekunden ein, sechs Sekunden aus. »Meine Mutter hat es mir geschickt.«

»Was? Aber ...«, setzt Oliver an und verstummt gleich wieder.

Lucy schiebt sich an ihm vorbei in den Flur. Sie geht in sein Zimmer und schließt die Tür hinter sich. Ein Zimmer, in dem kein Klavier steht. Oliver sagt etwas hinter der Tür, sie versteht es nicht, sie will es auch nicht verstehen. Sie setzt sich auf den Boden, Beine angewinkelt, die Arme um die Schienbeine, Stirn auf die Knie.

Lucy denkt an das Licht in der Wohnung ihrer Eltern in der Fallmerayerstraße in München, an die Klaviatur des Flügels, an der sie die Jahreszeit ablesen konnte: zu Jahresbeginn wurde am frühen Nachmittag die ganze Klaviatur von der niedrigstehenden Wintersonne beschienen, und Lucys Finger warfen langgezogene, krallenartige Schatten auf die Tasten. Gegen Frühling lagen noch

drei Viertel der Tasten im Sonnenlicht, im Frühsommer die Hälfte und im Sommer nur noch die vier Tasten bis zum ersten C. Lucys Krallen verschwanden. Das Licht wanderte, und Lucy saß am Klavier, sah dem Licht zu und musste üben und üben und üben. Sie denkt an ihre geduldige Klavierlehrerin Monika, die nur einen strengen Blick aufsetzte, sobald Lucys Mutter den Raum betrat. Winter, Frühling, Sommer, Herbst – alles änderte sich, nur das Klavier blieb immer dasselbe.

Warum das Klavier, warum jetzt? Das Warum fällt ins Leere und schwillt an und wird größer und größer. Es frisst den alten Orientteppich, das graue Sofa, Olivers Mischpult und den Plattenspieler, es will Lucy verschlingen. Vier Sekunden ein, sechs Sekunden aus. In ihren Ohren ein lautes Pfeifen. Ihre Gedanken überhitzen sich wie ein Thinkpad aus den 90ern. Die Lüftung dröhnt, das Silizium heizt sich auf, neuer Input unmöglich, alle Denkprozesse stagnieren. Als hätte Lucy tausend Tabs geöffnet, bloß sind es nicht tausend verschiedene, sondern tausendmal derselbe – das Klavier, das Klavier, das Klavier.

Olivers Stimme aus dem Flur. Hat er die ganze Zeit schon zu ihr gesprochen? Lucy schließt die Augen. Neuer Input unmöglich.

Es klopft an der Tür. Lucy horcht auf – das ist nicht Olivers sanftes Fingerknöchelklopfen, sondern festes Handflächenschlagen.

»Ich bin's.«

Phils Stimme.

Wie lange sitzt Lucy schon hier?

»Komm rein«, ruft sie matt.

Die Tür öffnet sich, und da stehen Phil und Oliver. Nebeneinander, wie früher, als sie noch ein Paar waren, Oliver einen halben Kopf größer als Phil, wobei Phils Locken in ausgewaschenem Pink

und ausgewaschenem Grün ihn fast überragen. War Phil überhaupt schon einmal in der WG seit dem Drama-Februar?

»Ich dachte, ich rufe sie besser an«, sagt Oliver.

Phil wirft ihm einen ungewohnt schüchternen Blick zu. »Ich war sowieso in der Gegend«, erwidert sie. »Alles okay bei dir?«

Lucy zuckt mit den Schultern. Was bedeutet schon okay?

»Ich mach mal Kaffee«, sagt Oliver und scheint froh darüber, die Verantwortung für die Situation an Phil abzugeben, Lucy an Phil abzugeben.

Phil setzt sich neben sie auf den Boden. »Deine Mutter hat dir den Flügel geschickt?«

Lucy nickt.

»Wirst du sie anrufen?«

»Auf keinen Fall.«

Phil erwidert nichts. Das ist genau das Richtige. Lucy atmet tief ein und aus.

Aus der Küche das Geräusch der Espressokanne, die aufgeschraubt, befüllt und auf den Gasherd gestellt wird. Das Klicken des Gaszünders. Lucy legt ihren Kopf auf Phils Schulter. Sie betrachtet zum tausendsten Mal die Tattoos auf dem Arm ihrer besten Freundin. Sie kennt sie auswendig: Leela von *Futurama*, Daria Morgendorffer, Princess Bubblegum von *Adventure Time* und andere Comicfiguren.

Als die Espressokanne faucht, drückt Phil Lucys Hand und Lucy nickt. Wortlos stehen sie auf und gehen in die Küche, wo schon drei Tassen Kaffee stehen. Der Küchentisch ist etwas zu klein für drei Menschen. Lucys Arme sind weich. Wenn sie sie nicht auf dem Tisch abstützt, dann fallen sie zu Boden und werden langgezogen wie Kaugummifäden. Phil massiert Lucys linke Kaugummischulter.

»Sicher, dass es deine Mutter war, die dir das Klavier geschickt hat?«, fragt Oliver in die Stille hinein.

»Natürlich.«

Lucy würde ihr Klavier unter hunderten erkennen. Die Ecke der Dis-Taste der dreigestrichenen Oktave, die Lucy als Elfjährige mit der Nagelfeile ihrer Mutter angeschliffen hat. Warum, wusste sie damals nicht. Sie wusste nur, dass sie sich nie zuvor so wach gefühlt hatte wie in dem Moment, als sie die Nagelfeile ansetzte und Ebenholz zu schwarzen Krümeln machte. Als ihre Mutter die Macke bemerkte, log Lucy und tat so, als wüsste sie nicht, woher die Abreibung stammte.

»Das«, sagt Lucy und deutet in Richtung ihrer Zimmertür, »ist hundertprozentig mein Klavier.«

»Und wer ist dann D. Krawczyk?«

»Krawczyk?«

Oliver schiebt den blassgelben Lieferschein über den Tisch.
»Steht hier auf der Rückseite.«

Krawczyk, Krawczyk, Krawczyk. Es ist, als hätte sie ein Array mit zehn Zahlen in eine Variable eingefügt, die aber nur eine Zahl als Input nimmt – das Programm kompiliert nicht.

Lucy kennt den Namen Krawczyk. Bloß: woher?

Wer nichts vom Programmieren versteht, glaubt häufig, es sei eine schöpferische Tätigkeit – man baut eine Programmarchitektur, ein Spiel, eine Welt –, aber im Grunde ist das Erstellen des Codes nur ein kleiner Teil der Arbeit. Die meiste Zeit verbringt man damit, die Fehler zu suchen, die man beim ersten Entwurf eingebaut hat. Man macht immer Fehler, und das Programm kompiliert nicht, lässt sich nicht ausführen – oder schlimmer, es lässt sich ausführen, liefert aber unsinnigen Output. Man steckt fest, bis man eine Lösung findet.

»Meine Großmutter«, sagt Lucy. »Krawczyk ist der Mädchenname meiner Großmutter. War der Mädchenname meiner Großmutter.«

Wieso hat ihre Mutter mit dem Geburtsnamen ihrer Großmutter unterschrieben?

»Die Mutter deiner Mutter?«, fragt Oliver, und Lucy nickt.

»Krawczyk klingt aber gar nicht libanesisch«, fügt er an.

»Das weißt du doch nicht«, sagt Phil schroff.

Oliver sieht sie irritiert an. »Ich meine, es klingt nicht typisch libanesisch.«

»Was soll denn typisch libanesisch überhaupt heißen?«, legt Phil nach.

Lucy verdreht die Augen. Schon früher haben Phil und Oliver ständig über Formulierungen diskutiert, über korrekte Bezeichnungen. Man hätte meinen können, ihre ganze Beziehung basiere auf Streitereien. Es schien ihnen Spaß zu machen, aber Lucy hat es immer genervt.

»Meine Großmutter kam ursprünglich aus Polen«, sagt sie.

»Was?«, fragt Phil. »Das hast du mir nie erzählt.«

Jetzt sieht Phil irritiert aus.

»Siehst du – nicht libanesisch«, sagt Oliver.

Lucy hat keine Energie für diesen Schlagabtausch. »Ich muss hier raus«, sagt sie.

»Ins Hundsheim?«, fragt Phil, und Lucy nickt. Egal, wohin, Hauptsache weg.

Die selbstgedrehten Zigaretten von Phil sind so stark, dass Lucy bei jedem Zug fast vom Stuhl kippt. Das Nikotin fegt ihr sämtliche Gedanken aus dem Kopf, eine willkommene Ohrfeige von innen. Command A und Delete.

»Ihr Lieben, wie geht's euch? Alles gut?«, fragt der Kellner im Hundsheim, der eigentlich Thomas heißt und halb Finne und halb Amerikaner ist, aber aus irgendeinem Grund von allen hier »der Schwede« genannt wird. Er wischt mit der Getränkekarte ein paar Blätter von den Tischen.

Lucy und Phil blicken einem Mann hinterher, der in enger, bunter Trainingsbekleidung auf einem Rennrad an ihnen vorbeirast. An ihm bewegt sich bis auf seine effizienten Beine nichts, kein einziges loses Haar. Ein glatter Plastikmann.

Lucy legt ihre Stirn auf die Tischplatte. Die Hand mit der Zigarette senkrecht nach oben gestreckt wie eine qualmende Antenne.

»Zweimal Rotwein bitte«, sagt Phil, als der Schwede wiederkommt. »Groß.«

Phil klaubt ein Knäuel Tabakfasern aus der Packung und klemmt sich einen Filter in den Mundwinkel. Wie ist es biologisch möglich, dass Phil von diesen starken Zigaretten eine nach der anderen raucht? Ihre Lungen müssen aus Stahl sein. Anders als Lucys weiche Organe. Nicht einmal ihre Knochen sind richtig fest. Man könnte sie in jede beliebige Form pressen. Ein Dreieck, ein Stern. Sie stellt sich vor, wie sie als sternförmiger Mensch durch Berlin läuft, mit großen Sternzackenarmen, sodass sie sich bei jeder Tür seitlich wenden muss, um durchzupassen.

Was macht das Klavier in ihrem Zimmer? Und warum nennt Lucys Mutter sich Daria Krawczyk?

»Ich habe eine Idee für ein Spiel«, sagt Lucy.

»Jetzt?«, fragt Phil.

Das Spiel, das sie in den Semesterferien programmieren müssen, soll bestimmten Temporallogiken folgen. Es muss ein Vorher geben und ein Nachher, und das Nachher ist abhängig von den Aktionen, die man als Spieler im Vorher setzt. Man kann nicht zurück.

»Hör zu, die erste Temporalabzweigung im Spiel lautet: Der Spieler ist ein Kind und nimmt wöchentlich Klavierstunden, kann das Klavierspielen aber nicht ausstehen. Was tut der Spieler: Sagt er seiner Mutter die Wahrheit, obwohl er weiß, dass die Wahrheit sie zu Staub zerfallen lässt, da dieser riesige und unfassbar teure Konzertflügel nur deswegen ein Viertel des Wohnzimmers belegt, weil der Spieler sich ein einziges Mal als kleines Kind ein Klavier gewünscht hat und seine Mutter alles für den Spieler tun würde, eine Tatsache, die sie ihn niemals vergessen lässt?«

»Oder?«, fragt Phil.

»Oder entscheidet er sich dafür, seine Mutter nicht zu Staub zerfallen zu lassen, indem er jeden Tag fleißig übt, sich gewissenhaft auf die Klavierstunden vorbereitet, auch komplizierte Stücke problemlos und schnell spielen lernt und dabei mit seinen kleinen Fingern fest auf die Klaviatur einprügelt?«

Lucy hämmert mit den Fingerkuppen auf die Tischplatte, und Phil legt ihre Hände auf Lucys Hände.

»Denn das donnernde Lautspielen macht die Mutter besonders glücklich«, fährt Lucy fort, »je lauter und ungestümer, desto besser, und auf diese Weise kann der Spieler seine Wut, die sonst seine Beine unkontrolliert zucken lässt, immerhin an dem Klavier auslassen, was das Klavier aber nicht beeindruckt, es ist nach jedem Prügelstück weiterhin intakt, während die Finger des Spielers noch Stunden später schmerzen. Was tut der Spieler also?«

Lucy nimmt einen Schluck von ihrem Rotwein. Der Alkohol frisst sich durch ihren Panikmagen. Sie zieht einen stumpfen Bleistift aus ihrem Stoffbeutel und skizziert ein Spielfeld auf die Rückseite der Getränkekarte.

Phil fragt: »Der Spieler entscheidet sich für das Klavierspielen?«

»Richtig. Der Spieler spielt weiter Klavier und spielt und spielt

und hasst es, und der schwere Ernst dieses Konzertflügels macht ihn komplett fertig.« Lucy spricht lauter als notwendig. »Doch dann stößt der Spieler auf diesen wahnsinnigen Pianisten Liberace – kennst du Liberace?«

Phil schüttelt den Kopf.

»Ich zeige dir nachher Videos. Jedenfalls stößt der Spieler auf Liberace, der das Klavierspielen auf leichte und witzige Art zelebrierte und der Glitzer, nichts als Glitzer trug. Und der Spieler ist ganz fasziniert davon, dass man das Ganze auch freundlich gestalten kann. Durch Liberace, dessen – übrigens polnische! – Mutter selbst Pianistin war, aber nicht die teuren Klavierstunden ihres Kindes bezahlen wollte, lernt der Spieler das Klavier ein kleines bisschen weniger zu hassen und Glitzer zu lieben. Liberace wird sein musikalischer Schutzengel. Sein funkelnder, extravaganter Schutzengel.«

»Sag mal, warum hast du mir eigentlich nie erzählt, dass deine Großmutter Polin war?«, fragt Phil. »Das macht deinen genetischen Cocktail ja noch interessanter.«

Lucy lächelt schief und leert ihr Glas. Sie bestellt zwei weitere Rotwein beim Schweden, obwohl Phils Glas noch halb voll ist.

»Die meiste Zeit ihres Lebens hat meine Großmutter in Beirut verbracht. Ehrlich gesagt weiß ich nicht viel über sie, ich habe sie nie kennengelernt ...«

Lucy schämt sich für ihr Nichtwissen. Sie kennt nur vereinzelte Anekdoten, ein paar leere Fakten über die Stationen ihres Lebens, bei Weitem nicht genug, um ein vollständiges Bild von der Frau zu erhalten, die ihre Großmutter gewesen ist. Lucy fällt es schwer, weiterzusprechen.

»Was ist denn das nächste Level?«, fragt Phil und lächelt sie aufmunternd an.

»Im nächsten Level ist der Spieler ein Teenager, und seine Mutter sagt ihm jeden Tag, mit so viel Glitzer könne man ihn nicht ernst nehmen. Was tut der Spieler: Nimmt er sich zu Herzen, was sie sagt, verzichtet in Zukunft auf Glitzer und nimmt dabei in Kauf, dass nicht nur sein Äußeres ermattet, sondern auch sein Inneres?«

Phil tätschelt mit halb ernst gemeintem mitleidigen Blick Lucys Schulter, und Lucy schüttelt den Kopf, wischt Phils Hand weg und fährt fort:

»Oder diskutiert der Spieler mit ihr, lässt sie wissen, dass ihm scheißegal ist, was sie sagt, sie habe ohnehin keine Ahnung, woraufhin die Mutter kontert, dass es der Spieler sei, der keine Ahnung hat, denn sie habe sich im Leben schon öfter durchsetzen müssen als er und er habe von ihr immer alles bekommen, was er wollte, doch die Welt sei nun einmal nicht so freundlich, wie es den Anschein erwecke, und sie fragt den Spieler, ob er glaubt, dass seine Großmutter es so weit gebracht hätte, wenn sie ständig diesen lächerlichen Glitzer getragen hätte, woraufhin der Spieler antwortet, seine Großmutter habe laut Fotos wahnsinnig viel auf Kleidung gegeben, sie sei stylisch gewesen, extravagant, und habe viel Schmuck getragen – ha, das weiß ich immerhin über sie! Sie liebte Glitzer und Schmuck so sehr wie ich damals. Welche Option wählt der Spieler?«

»Er diskutiert.«

»Genau. Der Spieler diskutiert natürlich mit seiner Mutter und will den geliebten Glitzer behalten, doch – o nein!« Lucy schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch. »Er ist in eine Zeitschleife geraten! Das Level startet immer wieder neu, und der Spieler ist in den Diskussionen mit seiner Mutter gefangen. Er diskutiert und diskutiert, bis er einlenkt, die erste Option wählt und die Glitzerketten, Glitzerringe und das Glitzer-Make-up wegwirft.«

Lucy legt ihre Zigarette ab und zeichnet in das Spielfeld einen Diamanten und um den Diamanten einen Mülleimer. Wenn sie weiter mit Phils Zigarettenskonsum mithält, rächt sich morgen ihre Lunge.

»Warte, warte. Ich weiß das nächste Level«, sagt Phil. »Also. Der Spieler beginnt in München zu studieren. Es fällt ihm schwer, sich zu konzentrieren. Er hat das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Ihm ist schwindelig. Er hasst alles. Er hat das Bedürfnis wegzugehen. Weit weg. Er weiß aber, dass er nicht weggehen darf. Eine Art Naturgesetz verbietet es. Was tut der Spieler: Bleibt er dort, wo er ist, und erstickt langsam, bis er irgendwann tot umfällt?«

Lucy nimmt einen tiefen Zug.

»Oder! Oder bewirbt er sich für einen Studienplatz in Berlin, ohne es seinen Eltern zu sagen? Und zieht aus seiner miesen WG aus, packt seine Sachen in zwei große Koffer, nimmt todesmutig einen Zug in die Hauptstadt, wohnt übergangsweise bei einer Schulfreundin und findet eine tolle WG mit einem mehr oder weniger attraktiven Mitbewohner, der aber leider in vielen Belangen unfähig ist –«

Lucy hebt abwehrend die Hände. »Please – du stehst doch drauf, diejenige zu sein, die alles im Griff hat.«

Phil ignoriert Lucys Bemerkung. »Und, das ist das Wichtigste, der Spieler lernt in Berlin die beste Freundin kennen, die man sich nur wünschen kann, und gibt seinen Eltern einfach nicht Bescheid, wo er sich nun befindet, denn er ist erwachsen und kann tun und lassen, was er will, und dann ist er sowieso mit dem Berliner Leben beschäftigt, und die Stadt kommt ihm groß und frei vor – habe ich schon die beste Freundin erwähnt? –, und alles andere wirkt nebensächlich. Was tut er?«

Lucy lacht und kriegt einen Hustenanfall. »Ich gehe mal Zigaretten kaufen, deine Selbstgedrehten bringen mich noch um.«

Als Lucy vom Späti zurückkommt, hat Phil eine kleine Karikatur der Mutter des Spielers gezeichnet, monsterhaft und mit tentakeligen Haaren sitzt sie, die Beine übereinandergeschlagen, auf einem Konzertflügel. Lucy lacht lauthals los. Sie umarmt Phil und reißt sie fast zu Boden, so sehr lacht sie. Phil hat schon immer die treffendsten Zeichnungen angefertigt, im Grunde hat sogar ihre Freundschaft mit einer Zeichnung begonnen.

Es war Lucys dritte Woche an der TU Berlin, und sie kannte fast niemanden. Die freudige Aufregung, in Berlin zu sein, einer Stadt, die nur ihre ist, kippte immer wieder in Nervosität und Übelkeit. Lange konnte sie weder gut schlafen noch ausreichend essen.

In der Vorlesung über objektorientiertes Programmieren setzte Lucy sich neben Phil, weil sie freundlich wirkte mit ihren bunten Haaren.

Der Dozent erzählte etwas über Datentypen, eigentlich ein Thema aus dem ersten Semester, und Lucy nickte immer wieder fast weg – nicht nur weil sie die Inhalte schon kannte, sondern auch weil ihr Schlafdefizit sich mittlerweile deutlich bemerkbar machte.

Phil stieß sie sanft an, als ihr Kopf nach vorne kippte, und flüsterte ihr lächelnd zu: »Nicht einschlafen.«

»Ja. Danke«, flüsterte Lucy zurück und setzte sich aufrechter hin.

Der Dozent zählte primitive Datentypen auf, und Lucy fragte sich, warum er das in einer Vorlesung im dritten Semester tat. Wer bis jetzt nicht verstanden hatte, was primitive Datentypen waren, war ohnehin verloren. Lucy schaute ins Leere und bemühte sich, die Augen offen zu halten. Dann tippte Phil sie wieder an und

schoß ihr lächelnd eine kleine Zeichnung zu: ein Neandertaler mit sehr haariger Brust, sehr haarigen Schultern und struppiger Frisur. Der Lendenschurz aus Leopardenfell, in der einen Hand eine Keule, in der anderen den riesigen Zahn eines Mammuts oder Säbelzahn timers, von dem Blut auf seine nackten Füße tropft. Über dem Neandertaler schwebend eine Denkblase, gefüllt mit Reihen von Nullen und Einsen.

Lucy blickte Phil fragend an.

»Das ist ein *äußerst* primitiver Daten-Typ«, flüsterte sie augenzwinkernd, und Lucy lachte laut auf.

Der ganze Hörsaal drehte sich zu ihr um, und sie blickte beschämt zur Seite, aber nach kurzer Zeit begann sie wieder zu lachen, diesmal lautlos. Auch Phil lachte still. Beide versuchten, ihr Lachen zu unterdrücken. Es floss ihnen in Tränen aus den Augen, ihre Köpfe liefen rot an, aber sie gaben keinen einzigen Laut von sich.

Nach ein paar Minuten ebte der gemeinsame lautlose Lachanfall ab.

»Ich bin Phil«, flüsterte Phil ihr zu.

»Lucy«, flüsterte Lucy.

Die vier Stockwerke haben sich während des Abends multipliziert. Lucy stolpert beinahe über die wackelige Treppenstufe in ihrem Hausflur, es dauert ewig, bis sie oben ist. Jetzt ist sie allein mit dem Konzertflügel. Sie deponiert verschiedene Dinge auf ihm, der Lieferschein verschwindet unter ihren Informatik-Lehrbüchern. Sie häuft Kleidung auf die riesige Oberfläche des Klangkörpers und sammelt Skripte und Ordner vom Boden auf, Stifte und Magazine. Verschiedene Ladekabel, eine verstaubte, zusammengeknäuelte Lichterkette, die sie vor Monaten aufhängen

wollte. Mehrere Jutebeutel. Sie sucht ihr Zimmer ab und erblickt ihren Papiermülleimer neben der Tür. Sie leert ihn über dem Klangkörper aus, zusammengeknüllte Übungsaufgaben aus Theoretische Informatik fallen als hohle Schneebälle auf die Oberfläche.

Lucy begräbt das Klavier. Das muss es aushalten. Es ist immerhin ein teurer Konzertflügel.

»Ein *Steinway*«, öffnet Lucy ihre Mutter nach. So ein Flügel fällt nicht wegen ein paar Bücherstapeln zusammen. Sie stößt mit dem Oberschenkel gegen die Klaviatur, das breite Grinsen des Klaviers, und flucht. Sie schlägt den Deckel über dem Grinsen zu, fester, als man sollte, sanfter, als sie es gerne würde.

Von ihrer Matratze auf dem Boden aus starrt sie auf die Unterseite des Klaviers, auf seine Eingeweide. Im Dunkeln sieht der begrabene Flügel aus wie ein Ungeheuer. Jedes Geräusch lässt die Saiten in seinem Inneren schwingen und hallt durch den massiven Klangkörper. Als wäre ihr Zimmer eine Kathedrale. Warum hat ihre Mutter ihr das Klavier geschickt?

Lucy wacht auf, ihr T-Shirt nassgeschwitzt und ihre Wimpern verklebt, und hat plötzlich Angst, der Konzertflügel könnte unter der Bücherlast vielleicht doch nachgeben und mitten in ihrem Zimmer auf die Knie gehen. Der riesige Klangkörper steht in einem groben Missverhältnis zu seinen drei dünnen Beinen. Wie diese fehlproportionierten Pferde mit ihren viel zu schmalen, sehnigen Pferdebeinen – so fragil wirkt der Konzertflügel plötzlich auf sie. Der Umstand, dass auch Pferde nicht einfach so einknicken und zu Boden gehen, beruhigt ihr Herz nicht. Sie befreit hastig die Oberfläche des Flügels von dem Ballast, bevor sie sich wieder hinlegt. Der Lieferschein, unterschrieben von D. Krawczyk, segelt auf den Boden.

Lucy verändert ihre Position auf der Matratze, legt sich mit ihrem Kissen an das Fußende. Das Hinterbein des Klaviers ist jetzt weniger als eine Armlänge entfernt. Sie schließt die Finger darum. Das glattlackierte Bein liegt kalt in ihrer Hand. Das Klavier steht vor sich hin, blockiert den Großteil ihres Zimmers und erinnert Lucy daran, dass sie das, was sie fundamental ausmacht, weder ertragen noch loswerden kann.

München, 1976

Daria nimmt ihre Schutzbrille ab und wischt sich den Schweiß vom Nasenrücken. Es ist ihr erster Sommer in München. Sie blickt zu Renate, die ihre Frisur richtet und dafür die Klinge des breiten Skalpells als Spiegel benutzt. Zwischen ihnen die große Rinderlunge. Als der Professor den Tischreihen den Rücken zukehrt, um die Tafel zu wischen, verdreht Daria die Augen.

»Es ist unerträglich«, flüstert sie.

»Solltest du so eine Hitze nicht gewohnt sein?«, fragt Renate erstaunt.

Daria drückt das Gefühl von Heimweh, das in ihrer Brust anschwillt, hinunter in den Bauch. In den meterlangen Dünndarm muss sie es hineinflechten. Bis es still ist und sich, umwickelt von Darias innerer *Boa constrictor*, nicht mehr regt.

Sie blickt aus dem Fenster. Die Sonne hinter den Lamellen der Außenjalousien sieht harmlos aus. Eine kleine weißlich gelbe Murmel. Der längliche Saal wird durch kaltes Leuchtröhrenlicht erhellt, das oft genug flackert, um in Daria einen leisen Kopfschmerz anzustoßen. Seit Renate und Harald miteinander ausgehen, hüllt sich Renate zudem täglich in eine Wolke von blumigem

Parfum, das Daria fast schmecken kann, wenn sie nebeneinander an der Rinderlunge arbeiten.

Die Regale an der Seite des Saales sind voll mit Geräten, die veraltet aussehen, Schläuche aus getrübbtem Kunststoff. Wie viele Generationen von Studenten haben hier schon geschwitzt? In ihren Schutzkitteln sehen Darias Studienkollegen von hinten aus wie Geister, kopflos und konzentriert. Als würden sie etwas Wichtiges tun und nicht in toten Organen herumstochern. Dieses Präparieren ist vollständig unproduktiv. Sie schreiben nicht etwa eine Hausarbeit oder lösen eine Aufgabe oder ein Problem. Sie erschaffen nichts. Sie führen keine Experimente durch, testen keine Hypothesen. Alles, was man durch dieses Durchtrennen von Gewebeteilen erfahren kann, ist der Medizin schon bekannt. Sie reparieren auch nichts, heilen niemanden. Sie nehmen Teile von Lebewesen auseinander, um ihr eigenes professionelles Wissen zu schärfen. Um zu sehen, wie es im Inneren so aussieht. Um zu üben, das Innere freizulegen, zu zergliedern. Wie oft sollen sie das noch machen?

Darias Magen knurrt hörbar. Sie zieht die lange Metallpinzette aus der Luftröhre und kramt nach einem schmalen Skalpell.

»Du hättest doch Nachschlag nehmen sollen«, sagt Renate. »Oder haben dir die Knödel nicht geschmeckt? Das ist okay, mir kannst du es sagen.«

Daria errötet. »Nein, nein, sie waren köstlich.«

Zu Mittag war sie bei Renate und ihren Eltern eingeladen. Renates Mutter hat Germknödel mit Vanillesoße gekocht, wunderbar flaumig, eines von Darias Lieblingsgerichten aus der bayerischen Küche.

»Gefällt es Ihnen denn hier?«, hat Renates Vater gefragt, während Renates Mutter die Knödel servierte.

»Ja, München ist wunderbar«, hat Daria geantwortet. Sobald sie sich bemüht, glücklich zu wirken, klingen ihre Worte hohl, ihre Stimmbänder werden nasse Stofffetzen.

Nachdem alle ihre zwei Knödel verspeist haben, hat Renates Mutter Daria Nachschlag angeboten. Daria hätte in den Knödeln baden können.

»Nein, vielen Dank, ich bin schon sehr satt«, sagte sie, um nicht gierig zu wirken. Sie war immerhin zu Gast. Zu ihrem Entsetzen hat Renates Mutter nicht weiter insistiert und keinen Versuch unternommen, ihr die Knödel aufzudrängen. Sie hat nicht etwa gesagt: »Machen Sie mir doch die Freude, und nehmen Sie noch einen Knödel, nur einen kleinen«, wie Libanesen es tun würden. Nach einem kurzen Moment der Irritation hat Renates Mutter die weiteren Knödel auf die drei Teller der Familienmitglieder aufgeteilt. Das Tor zu den traumhaften Knödeln wurde geschlossen, und Daria hat still und mit sehr geradem Rücken zugesehen, wie Renate, Renates Mutter und Renates Vater ihre zweite Portion verspeist haben. Hundert Knödel hätten das brennende Gefühl der Einsamkeit nicht stillen können.

Daria spannt ihre Bauchmuskeln an, damit ihr Magen aufhört zu rumoren. Im Grunde sind sie immer angespannt. Seit sie hier ist, hatte sie kaum Gelegenheiten, loszulassen. Im Englischen Garten kann sie manchmal durchatmen. Beim Monopteros mit der schönen Aussicht lockert die Boa constrictor ihren Griff. Stundenlang sitzt Daria auf dem Hügel. Die Hippies stören sie nicht, im Gegenteil. Zwischen den Künstlern und den Langhaarigen kann sie verschwinden. Sie kann ungestört alles beobachten, während die anderen um sie herum Haschisch rauchen. Renate war entsetzt, als Daria ihr erzählt hat, dass sie dort gerne Zeit verbringt.

»Sind dort nicht alle nackt?«, hat Renate gefragt.

»Das machen sie anscheinend seit Jahren nicht mehr«, hat Daria beschwichtigt.

Aber seither behält sie ihren Lieblingsplatz für sich.

Als der Professor den Raum verlässt, fangen die fünf angehenden Chirurgen ganz vorne im Saal an zu scherzen und werden immer lauter. Sie machen einen Sport daraus, im Präparierkurs möglichst nonchalant sämtliche tierischen und menschlichen Körper und Körperteile mit Metallklemmen auseinanderzuspreizen – alles, was auf Zweiertischen vor ihnen liegt. Als wären es nicht einst Lebewesen, sondern Dinge gewesen. Daria beobachtet die Männer seit Semesterbeginn. So faszinierend und ekelhaft tote Körper und Körperteile sind, so faszinierend und ekelhaft sind die rabiaten Handgriffe der Chirurgiekandidaten, die in ihnen herumwühlen. In Organen zwischen Rippen, die unter dem Druck ihrer Hände fast zu bersten scheinen. Manchmal kann Daria kaum hinsehen. Diese Chirurgen sind bestimmt grauenhafte Liebhaber.

Jetzt veranstalten sie ein Puppentheater mit den Lungenlappen und lachen laut. Alle anderen im Saal blicken zur Seite oder tun so, als wären sie sehr vertieft in ihre Arbeit. Daria setzt ihre Schutzbrille ab, verlässt ihren Tisch und geht ganz nach vorne. Beinahe stößt sie dabei das Skelett um, das immer an den unpassendsten Stellen positioniert ist. Ständig schieben Darias Studienkollegen einander das Skelett zu. Wann immer man sich umdreht, steht es plötzlich vor einem. Was für ein Mensch es wohl einmal gewesen ist? Es war jedenfalls ein Mann, die Pelvis ist eindeutig. Kein Babykopf könnte sich da hindurchzwängen. Welche Umstände mögen dazu geführt haben, dass dieser Mann ein Demonstrationsobjekt geworden ist? Mit schmalen Metallschlaufen, die seine Knochen in Form halten, für immer entblößt und anonym.

»Werdet ihr auch noch solche dummen Witze machen, wenn ihr an lebenden Menschen operiert?«

Sofort legen die Chirurgen die langen Metallzangen mit den Gewebeteilen ab und verstummen.

»Ich hoffe doch«, sagt Gerhard schließlich. »Wie sollen wir es sonst über uns bringen, Menschen aufzuschneiden – Kinder aufzuschneiden?«

»Was für ein Unsinn«, sagt Daria.

Die fünf Männer sind mindestens einen Kopf größer als sie. Sie streckt ihre Wirbelsäule durch. Ausgerechnet heute hat sie ihre flachen Schuhe angezogen. Will sie die Kollegen zurechtweisen oder von ihnen für attraktiv befunden werden? Sie schiebt den Gedanken beiseite. »Patienten brauchen von uns keine Ehrfurcht, sie brauchen fachmännische Operationen«, entgegnet Gerhard, und die anderen nicken mit ernster Miene.

»Ihr hattet noch keinen einzigen Patienten und wisst jetzt schon, dass eure Patienten dumme Witze brauchen?«

»Humor ist unsere Art, damit fertigzuwerden, dass unsere Arbeit enorm wichtig sein wird. Dass unsere Tagesform über Leben und Tod entscheiden kann. Es braucht nur einen falschen Handgriff ... Wenn uns das ständig bewusst ist, dann können wir vor lauter Skrupel niemanden anfassen.«

Als Gerhard »anfassen« sagt, wirft er Daria einen bedeutungsvollen Blick zu, der dieser Situation nicht angemessen ist.

»Man kann auch mit angemessener Ehrfurcht eine fachgerechte Operation durchführen«, insistiert Daria. Sie spricht mit fester Stimme, um Gerhards Blick abzuwehren. Wenn ihre Stimme glatt ist wie die Klinge eines Skalpells, dann prallen Blicke dieser Art an ihr ab. Seinem betonten »anfassen« hält sie betonte »Ehrfurcht« entgegen.

»Ihr seid alle zufällig der gleichen Meinung wie Gerhard?«, fragt sie.

Die Männer nicken und sehen für einen Moment aus wie kleine Jungen. Jungen von 1,90 Metern Größe mit vollen Haaren und spitzen Zangen in den Händen. Wie kann es sein, dass alle fünf die gleichen sehr großen, sehr weißen Zähne haben? Verblichene Dominosteine ohne Punkte, Elfenbeinquader.

Der Professor betritt wieder den Saal, und Daria geht zurück an ihren Tisch.

»Ihre Protokolle liegen bitte bis morgen Mittag in meinem Postfach.«

Ein leises Raunen geht durch den Saal. Der Professor verteilt Klemmbretter mit Protokollvorlagen und bleibt bei Darias und Renates Tisch stehen.

»Saubere Arbeit, Fräulein Wagner.«

»Danke«, sagt Renate und errötet.

»Bei Ihnen auch, Fräulein Haddad.«

Daria bedankt sich. Wenn er ihren Nachnamen sagt, klingt es wie »hadert« – Daria hadert.

Die Chirurgen werfen Daria Blicke zu, die sie nicht deuten kann. Sie ist müde. Wie hat ihre Mutter es geschafft, ganz alleine in Beirut zu studieren? Woher nahm sie ihre Entschlossenheit? Ihre Mutter ist vor dem Krieg geflohen. Durch den polnischen Schnee, in Zügen, auf Schiffen. War in der Fremde, in ständiger Gefahr. Daria hingegen ist mit dem Flugzeug und einem Studentenvisum nach Deutschland gekommen, ihr Reisepass in einem neuen, schicken Lederetui. Das Zimmer zur Untermiete bei Freunden ihrer Eltern wurde für sie vorbereitet, wie alles andere auch. Und dennoch. Dieses Leben fällt ihr schwer. Sie kann hundertmal durch den Englischen Garten spazieren, und obwohl er wunderschön ist,

macht er nichts besser. In München gibt es kein Meer. Hier wird es auch heiß, doch die Hitze ist eine andere, keine mediterrane, es fehlt die Meeresbrise. Die Sonne ist eine andere. Die Münchner Sonne ist eine lange Nadel, die ohne Vorwarnung zusticht. In Beirut ist die Sonne ein Teil der Stadt. Sie ist immer da, weich und vorhersehbar. Sie gibt acht, so wie alle Menschen in Beirut aufeinander achtgeben, launisch und umsichtig. In Deutschland muss sich jeder alleine durchschlagen. Man geht durch die Stadt und tut so, als gäbe es keine anderen Menschen. Als wären nicht alle zu jedem Zeitpunkt davon abhängig, dass alle anderen ihren Teil zum Funktionieren des großen Organismus der Stadt beitragen. Während ihrer ersten Woche in München wäre Daria einmal fast überfahren worden. Sie überquerte gedankenverloren die Straße, und ein von links kommendes Auto streifte ihren Mantel. Der Fahrer hielt an und beschimpfte Daria mit rotem Kopf. Sie entschuldigte sich. Erst Stunden später hörte sie auf zu zittern. In Beirut kann man zu jedem Zeitpunkt die Straße betreten und überrascht damit niemanden. Jeder erwartet, dass andere Menschen einem in die Quere kommen.

Brechreiz breitet sich in Darias Kehle aus. Die Rinderlunge auf ihrem Tisch riecht übel. Es ist kein starker Brechreiz, bloß ein zartes Flattern in ihrem Kehlkopf. Als hätte sie einen Kolibri verschluckt, der sich halbherzig wehrt. Sie wendet sich von der Lunge ab. Mittlerweile ist sie gut darin, Brechreiz zu unterdrücken. Das gehört zum Leben als Medizinstudentin, zum Leben als zukünftige Kinderärztin. Sie schließt ihre Augen und stellt sich vor, sie schwämme im kühlen Meer, umgeben von sterilem, flüssigem Salz.

Als sie die Augen öffnet, fällt ihr Blick auf ihren Studienkollegen Robert am Nebentisch, der einen abgetrennten Lungenlappen

sanft in eine Metallschüssel legt. Dabei benutzt er beide Hände. Als wäre dieser Lungenlappen etwas besonders Kostbares. Ein frisch geschlüpftes Küken. Robert ist versunken in seine behutsamen Handgriffe und scheint um sich herum nichts wahrzunehmen. Schweißperlen sammeln sich an seiner Schläfe. Seine Haare sind etwas zu lang, ein kleines bisschen unordentlich. Daria kann ihren Blick nicht von ihm abwenden.

Der Kurs nähert sich dem Ende. Daria lässt sich Zeit beim Sortieren der Utensilien, da auch Robert besonders langsam hantiert. Als der Saal fast leer ist, dreht sie sich zu ihm.

»Weißt du, in welchem Raum der Gastvortrag nachher stattfindet?«, fragt sie ihn.

Er blickt überrascht zu ihr auf. Sie haben noch nie miteinander gesprochen.

»Im großen Seminarraum im zweiten Stock, glaube ich.«

Daria nickt. Sie wendet ihren Blick ab und ordnet die Seiten ihrer Protokollnotizen.

»Jemand musste es ihnen mal sagen«, fügt Robert an.

»Wie bitte?«

»Die Chirurgiekandidaten – ich habe nie verstanden, warum sie so grob tun müssen. Das ist ganz schön peinlich, wenn du mich fragst.«

»Peinlich ist das richtige Wort«, stimmt Daria zu.

Obwohl sie bereits fast ein Jahr zusammen studieren, weiß sie so gut wie nichts über ihn, nicht einmal, in welche Richtung er sich spezialisieren möchte. Er wirkt ruhig. Sorgfältig. Als würde er Dingen auf den Grund gehen wollen. Vielleicht ist er ein zukünftiger Internist. Anders als viele andere drängt er sich nicht in den Vordergrund. Dabei scheint er gar nicht schüchtern zu sein.

»Und es hilft nichts. Ihre Witze werden sie nicht schützen. Sie werden Ehrfurcht vor ihrer Arbeit empfinden und Verantwortung für ihre Patienten – ob sie wollen oder nicht. Man kann versuchen, vor der eigenen Verletzlichkeit davonzurennen, aber sie holt einen wieder ein«, sagt Robert.

Er blickt sie an, ohne diese aufgeladene zusätzliche Ebene, die alles so verflucht anstrengend macht. Sie kann sich ihm nähern, weil er nicht lauert wie eine lächerliche, ausgehungerte Hyäne.

»Möchtest du mit mir eine Runde durch den Englischen Garten spazieren?«, fragt Daria und überrascht sich damit selbst.